Die Idee des Studiums

Impulsvortrag zur Tagung des Netzwerks "Quality Audit": Netzwerke als Motor der Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre. Vom Peer Review zum Peer Learning

23.06.2016 12:15 Uhr Berlin Adlershof

(30 min für Vortrag und Diskussion)

1. Was ich unter Bildung verstehe

Sehr verehrte Damen und Herren,

Sie werden es ahnen: Die Idee des Studiums, über die ich sprechen werde, hat natürlich etwas mit Bildung zu tun. Aber das erklärt noch nichts, denn Bildung ist bekanntlich ein recht schillernder Begriff, der schwer zu packen ist. Lassen Sie mich versuchen, etwas nüchterne Klarheit in seinen Glanz zu bringen und gerade heraus behaupten: Bildung ist das, was das Wissen aus uns macht. Damit entspricht Bildung einer guter Erfahrung, ja, sie ist eine solche. Gute Erfahrungen sind Erfahrungen, bei denen wir im Erlernten und Erfahrenen einen Wert erkennen, der uns motiviert, weiterzulernen. Wenn das Studium eine solche gute Erfahrung war, die zum weiterlernen motiviert, dann spreche ich von erfolgreicher Bildung. Daraus ergibt sich sogleich, was ich unter einem guten Studium verstehe.

Ein gutes Studium zielt nicht primär auf die Vermittlung bestimmter Inhalte, sondern es zielt darauf ab, dass bestimmte Dinge so erlernt werden, dass das Erlernte als wertvoll angesehen wird. "Wertvoll" ist hier nicht gleichzusetzen mit "nützlich", denn etwas zu begreifen, kann auch schlicht Freude machen, und Freude hat für uns einen intrinsischen

Wert. Aus diesen allgemeinen Überlegungen lassen sich Konsequenzen für konkrete Studiengänge ableiten.

2. Nicht auf das Notwendige schauen, sondern auf das Mögliche

Ein gutes Studienprogramm aufzusetzen, meint nicht einfach, ein Programm mit bestimmten Inhalten zu füllen, die seitens der Fachvertreterinnen und Fachvertreter als wissenswert erachtet werden. Das greift zu kurz, und zwar aus zwei Gründen.

(i) Erstens kann bei einem solchen Vorgehen das oberste Ziel nur sein, *dass* bestimmte Kenntnisse vermittelt werden. Ob die Kenntnisse *auf eine Weise vermittelt wurden*, durch die sie als wertvoll erachtet werden (was zum Weiterlernen motiviert), bleibt außer Acht.

(ii) Zweitens wurden damit nur Minimalstandards gesetzt. Es wurde gefragt: "Was muss man hier lernen?", und nicht: "Was kann man hier lernen?" Das Programm wurde nur von der Notwendigkeit her gedacht, anstatt auch und vor allem von der Möglichkeit her. Dieses Denken überträgt sich leicht auf die Studierenden. Anstatt richtigerweise zu fragen, was man lernen will, stellt man dann die Frage, was man lernen soll.

Wenn vom guten Studium die Rede ist, dann muss meines Erachtens auch von den guten Studierenden die Rede sein, und das heißt denen, die ambitioniert sind. Sie steuern ihre Lernprozesse selber und gehen dabei weit über das hinaus, was als Standard verlangt wird. Im guten Studienprogramm geht es folglich darum, den ambitionierten Studierenden zu ermöglichen, sich eigene hohe Ziele zu setzen und diese zu erreichen.

3. Die Unüberprüfbarkeit des Möglichen

In Klausuren sowie den übrigen üblichen Leistungsüberprüfungen kann man zumeist nur die Minimalstandards abprüfen. Ob sich jemand darüber hinaus für wissenschaftliche Fragen interessiert hat, lässt sich nur schwer beurteilen. Man prüft das Notwendige und nicht das möglich Gewesene. Dasselbe gilt für die Frage, ob jemand durch das Studium als Persönlichkeit gereift ist oder ob sie oder er motiviert ist, nach dem Studium weiterzulernen.

Kurzum: Die mitunter wichtigsten Bildungsziele lassen sich gar nicht abprüfen. Man muss in diesem Falle vor allem Vertrauen in das Studienmodell haben.

Was im Kleinen gilt, das gilt fraglos auch im Großen, sprich, bei der Programm-akkreditierung. Wie will man messen, ob ein Studienprogramm Persönlichkeitsbildung ermöglicht oder gesteigertes Verantwortungsbewusstsein? Bestenfalls ließen sich hierzu zu Beginn und am Ende des Studiums gezielt Interviews führen, aber auch dann bleiben die Kriterien weich und wenig belastbar. Denn wie will man von sich selbst zureichend beurteilen, ob man als Persönlichkeit gereift ist?
Infolgedessen kann eine Systemakkreditierung auch nur das Notwendige überprüfen, aber nicht das Mögliche (und durchaus Gewünschte), das sich aus einem Bildungskonzept und einem daraus abgeleiteten Studienmodell ergibt.

Damit drängen sich eine Reihe von Fragen auf: Weshalb gibt es überhaupt fachliche Standards für Studienprogramme? Und weshalb bemüht man sich, diese Standards sowie deren Einhaltung von außen überprüfen zu lassen? Zielen Standards nicht am eigentlichen Bildungsziel vorbei? Ich glaube, dies verneinen zu können.

4. Wozu die Überprüfung von Standards?

Ich beginne mit etwas recht Banalem. Etwas verklausuliert (wie es seine unnachahmliche Art ist), findet sich der Gedanke bei Niklas Luhmann: "Es muss, wenn Hochschulen überhaupt einen Erziehungsauftrag behalten sollen, Möglichkeiten geben, Qualität im fachlich-intellektuellen Bereich zu bezeichnen und auf die einzelne Person zuzurechnen."
Vereinfacht gesagt: Es muss in der Lehre möglich sein, zu beurteilen, ob jemand gut ist und in welcher bestimmten Hinsicht. Andernfalls ist Bildung ziemlich sinnleer und beliebig. Mein oben skizzierter Bildungsbegriff meint gerade nicht, dass Studieninhalte beliebig sein können. Er sagt nur, dass reine Beschränkung auf fachliche Inhalte zu wenig ist.

Fachliche Standards sind also wichtig und unersetzlich. Und sie lassen sich auch für eine intrinsische Motivation nutzen. Was heißt das? Aus intrinsischer Sicht sind fachliche Standards Messlatten, die eine Orientierung geben. Es sind leicht identifizierbare Herausforderungen, die man sich vornehmen kann zu meistern. Ohne Messlatte kein klares Ziel. Es geht also im Falle der Fachstandards auch darum, Studierenden aufzuzeigen, wo sie jetzt stehen und wo sie als Minimalziel hin kommen können, wenn sie es wollen. Wer lernen will und sich Dinge selbstständig erarbeiten will, wird auf diese Weise eine Orientierung darüber bekommen, wo die selbstgesteckten Lernziele liegen können, nämlich höher als die vom Fach gesteckte Messlatte. Dass derartige Standards zugleich eine Vergleichbarkeit erzeugen und so die Mobilität von Studierenden zu fördern vermögen (was ja das Ansinnen der Bologna-Reform war), ist ein schöner Nebeneffekt, aber kaum mehr.

Dasselbe gilt dann für ein Studienprogramm. Die erfolgreiche Programm- und Systemakkreditierung sollte nur das Minimalziel für eine Universität sein, da die Akkreditierung lediglich auf die Einhaltung der Minimalstandards schaut. Etwas anderes kann sie kaum tun. Sie ist eine wichtige Orientierung für diejenigen, die ein ambitioniertes Studienprogramm verantworten, und das heißt im Regelfall auch, darin lehren. Sie bildet die Basis für die Frage: Was über diese anerkannten Standards hinaus wollen wir Studierenden vermitteln?

5. Lernen durch Dialog

Es gibt noch einen weiteren Punkt, weshalb die Beurteilung von Studienprogrammen durch externe Peers wertvoll ist. Lehrende sind keine Inseln, sondern Teil einer Organisation und einer Fachcommunity. Organisationen wie die Universität neigen zu hoher Selbstrefenzialität, was ihre Lernfähigkeit einschränkt. Als Organisation so zu lernen, dass gezielt bestimmte Teile von ihr dazulernen, ist eine schwierige Aufgabe. Dies ist am besten möglich, wenn Peers von außen hinzutreten, d.h. Akteure, die auf Augenhöhe beurteilen und dadurch ein Dazulernen der Beurteilten ermöglichen.

Ein kritischer Input von Nicht-Peers wird tendenziell als Störung aufgefasst, eine Kritik durch Peers hingegen tendenziell als qualifizierter und zielführender Beitrag.
Dass dies so ist, liegt aber nicht an der Borniertheit der Lehrenden, sondern ist eine grundsätzlich richtige Reaktion. Früher wurde durch Ministerien in Studiengänge hineinregiert. Erst durch die Bologna-Reform erhielten die Universitäten ihre akademische Freiheit in der Lehre zurück, indem sie selbstbestimmt Studienprogramme aufsetzen und beurteilen lassen können. Die Universitäten sind an den Akkreditierungsagenturen direkt beteiligt und sorgen so dafür, dass ausschließlich Fachvertreterinnen und Fachvertreter Studiengänge beurteilen.
Wenn es den Universitäten und Agenturen nicht mehr gelingt, die besten Peers für ihre Verfahren zu gewinnen, so liegt dies weniger an den Universitäten selbst, als an politisch motivierten Versuchen, wiederholt in die Freiheit der Lehre einzugreifen.

6. Systemakkreditierung

Die so genannte Königsdisziplin der externen Beurteilung durch Peers ist zweifelsohne die Systemakkreditierung. Hier muss sich eine Organisation als Ganze darüber verständigen, wie man Verfahren in Gang setzt, um für das Studium alles zu ermöglichen, von der Einhaltung der Minimalstandards bis hin zum ambitionierten, selbstgesteuerten Lernprozess. Ambition im Studium zu fördern, darf und sollte hier das oberste Ziel sein. Wenn es um dieses Ziel geht, darf die Hoffnung nicht auf dem Staat ruhen, sondern sie muss auf der akademischen Selbstverwaltung ruhen. Nur sie allein ist in der Lage, ambitionierten Studierenden ein ambitioniertes Studienprogramm zu bieten.

7. Klärung des Diffusen

Abschließend will ich noch einmal betonen, wie wichtig es für die Lehre ist, die Fachcommunity der Lehrenden zu nutzen, um einen fortlaufenden Lernprozess zu in Gang zu setzen. Gerade weil die Qualität der Lehre kaum exakt zu bestimmen ist, sondern stets ein

Stück weit diffus und streitbar bleibt, ist es wichtig, dass Peers von außen Kritik äußern, Impulse geben und Verbesserungsvorschläge einbringen.
Ich zitiere noch einmal Luhmann, denn die Diffusität der Lehrqualität kommt bei ihm gut zum Ausdruck, und alle Lehrenden (und das sind ja die meisten unter Ihnen), werden das Gefühl kennen, das Luhmann hier anspricht: "Die Kriterien von gut und schlecht sind konfus. Man weiß doch selber nicht, was gut ist oder schlecht. Man hat nach einer Stunde das Gefühl, das ist gut gegangen, und nach anderen Stunden das Gefühl, irgendwo bin ich nicht angekommen oder irgendwo haben die Studenten nicht mitgearbeitet, ohne zu wissen, woran das liegt."
Über diese Eindrücke und Erfahrungen spricht man kaum, und durch den mangelnden Dialog bleiben die Kriterien von gut und schlecht "konfus". Darüber mit Peers zu sprechen, kann, so meine ich, helfen, sich über die Kriterien guter und schlechter Lehre Klarheit zu verschaffen, und zwar auch oder gerade weil die Frage nach guter Lehre immer unabgeschlossen bleibt.

6. Zusammenfassung und Danksagung

In diesem Sinne sind "Netzwerke der Motor der Qualitätsentwicklung", wie es der Titel der heutigen Veranstaltung postuliert. Sie ermöglichen Organisationen mit hoher Selbstreferenzialität gezielte Lernprozesse, die durch reine Selbstreflexion und Selbstkontrolle ihrer einzelnen Akteure nicht (oder nur schwer) möglich sind. Sie ermöglichen, das diffuse Gefühl, das man über die Jahre in der Lehre entwickelt, nicht nur mit anderen zu reflektieren, sondern dadurch auch ein Stück weit Licht in das Dunkel der guten Lehren zu bringen. Dass gute Lehre wichtig ist, davon sind wir alle überzeugt. Worin sie aber konkret besteht, bleibt selbst nach langer Lehrerfahrung ziemlich unklar. Hier, wie in vielen anderen Fällen unserer Lebenswelt, hilft der Dialog, um das Dazulernen voranzubringen.

Die Netzwerke, um die es uns hier heute geht, dienen also nicht einfach der Überprüfung des Notwendigen, sondern vor allem dem Ausloten des Möglichen. In diesem Sinne wünsche ich uns allen eine spannende Diskussion!

Ich danke Gisa Heuser und Judith Braun von der Leuphana für die Organisation dieser Tagung, soweit dies von unserer Seite ausging. Und ich danke der Universität Potsdam, der TU Kaiserslautern sowie der Universität des Saarlandes, dass sie sich gemeinsam mit uns auf dieses spannende Projekt eingelassen haben. Zuletzt danke ich dem BMBF, das einmal mehr ein spannendes Projekt finanziell und ideell unterstützt.